

Vorbildliches Engagement für die Erhaltung von Kulturdenkmälern

Der Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg 2006

Angesichts knapper öffentlicher Gelder und der gegenwärtigen Tendenz, Kultur und gebaute Umwelt vor allem unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten zu sehen, wird das Engagement der Bürger für die Erhaltung und Pflege von Kulturdenkmälern immer wichtiger. Der Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg, der einzige Preis dieser Art für private Eigentümer im Land, hat deshalb auch im 29. Jahr seiner Vergabe nichts an Bedeutung verloren. Im Gegenteil: Er soll dem Denkmaleigentümer mehr denn je signalisieren, dass ein vorbildlicher, nicht allein durch materielle Größen bestimmter Umgang mit seinem Besitz von der Öffentlichkeit immer noch wahrgenommen und honoriert wird.

Der Preis wurde, wie seit dem Jahr 2000 üblich, gemeinsam vom Schwäbischen Heimatbund, dem Landesverein Badische Heimat und der Denkmalstiftung Baden-Württemberg ausgeschrieben, wobei die Wüstenrot Stiftung durch ihr besonderes Entgegenkommen erstmals für die nötige Finanzierung sorgte.

Die Preisträger wurden wiederum von einer achtköpfigen Jury ausgewählt, die sich aus Vertretern des Schwäbischen Heimatbunds, des Landesvereins Badische Heimat, der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, der Wüstenrot Stiftung, des Landesamts für Denkmalpflege sowie des Städtetags und der Architektenkammer Baden-Württemberg zusammensetzt. Auch in diesem Jahr hatte das Gremium keine leichte Aufgabe. In einer ersten Sitzung mussten die 83 eingegangenen Bewerbungen begutachtet werden. Zwölf Objekte wurden in die engere Wahl genommen. Nach der Besichtigung der Gebäude im Rahmen einer dreitägigen Rundfahrt wurden schließlich fünf davon Preise zuerkannt. Ob

Stadthaus mit mittelalterlichen Bauteilen oder Industriebau des frühen 20. Jahrhunderts, repräsentativer Adelssitz oder ärmliches Tagelöhnerhaus – das Ergebnis spiegelt die ganze Breite der Kulturdenkmallandschaft im deutschen Südwesten, macht aber auch die beachtliche Qualität der verschiedenen Nutzungs- und Sanierungsansätze deutlich.

Die Preisverleihung fand am 3. März 2007 vor mehr als 600 Gästen im ehemaligen Kraftwerk der Pulverfabrik Rottweil statt, als Bau von Paul Bonatz aus der Zeit des Ersten Welt-



Ein Detail aus der ehemaligen Arbeiterkantine der Pulverfabrik Rottweil: Vorbildliche Reparatur und originalgetreuer Nachbau von Fenstern und Türen, dazu qualitätsvolle neue Bauteile

kriegs selbst ein beeindruckendes Kulturdenkmal. Die Festansprache hielt Wirtschaftsminister Ernst Pfister, in dessen Zuständigkeitsbereich auch die Landesdenkmalpflege in Baden-Württemberg fällt.

Prämiert wurden ein Bauensemble innerhalb der ehemaligen Rottweiler Pulverfabrik, das „Senftenschlössle“ in Untermünkheim, der Vogtshof in Hausen ob Verena, ein Tagelöhnerhäuschen in Vogtsburg-Burkheim sowie die Häusergruppe Sigismundstraße 10–12 in Konstanz. Die Auszeichnung ist mit Urkunden für die Eigentümer sowie die beteiligten Architekten und Restauratoren verbunden. Als Zeichen der Anerkennung erhält jeder Bauherr 5000 Euro und eine Bronzeplakette für sein Gebäude. Zusätzlich sprach die Jury in diesem Jahr eine besondere Anerkennung aus für den Erhalt und die Sanierung der Standseilbahn in Stuttgart-Heslach.

„JAKOBSKIRCHE“, ARBEITERKANTINE UND ABORTHÄUSCHEN DER EHEMALIGEN PULVERFABRIK IN ROTTWEIL

Nahe der mittelalterlichen Innenstadt von Rottweil stößt man im Taleinschnitt des Neckars auf eine völlig andere Welt: die ehemalige Pulverfabrik, deren Aufstieg und Niedergang eng mit den Licht- und Schattenseiten deutscher Geschichte verbunden ist. Schon im 16. Jahrhundert diente hier eine Mühle der Herstellung von Schießpulver. Ab 1840 sollte sich aus dieser Keimzelle ein Unternehmen entwickeln, das für seine Pulverproduktion bald über die Region hinaus von sich reden machte. Max von Duttenhofer, mit Erfindungsreichtum, Geschäftssinn und nicht zuletzt einer gehörigen Portion Rücksichtslosigkeit gegenüber seinen Arbeitern der Inbegriff eines



Die „Jakobskirche“ im Hintergrund, vorne die ehemalige Arbeiterkantine, beides Beispiele der Industriekultur der Zeit um 1910–15

Industriepatriarchen der Kaiserzeit, führte den ererbten Betrieb nach 1870 mit Rüstungsträgern national und bald auch international zum Erfolg. Rasch breitete sich beiderseits des natürlichen Neckarlaus ein Industriequartier aus, wie man es in einer Kleinstadt eigentlich nicht erwarten würde. Auch nach Duttenhofers Tod 1903 gedieh die Fabrik, nun Teil eines Großkonzerns, dank der Aufrüstungspolitik jener Jahre prächtig. Dem Auftragsboom des Ersten Weltkriegs folgte, bedingt durch den Versailler Vertrag, zwar eine Phase der Demontage und Umstellung auf zivile Produkte, aber es verwundert nicht, dass die Rottweiler Pulverfabrik im Zuge der Kriegsvorbereitungen des NS-Staates in den dreißiger Jahren schnell seine größte Ausdehnung erreichen sollte: Am Vorabend des Zweiten Weltkriegs umfasste das von einer 15 km langen Umzäunung umgebene Areal nicht

weniger als 140 Gebäude, in denen mehr als 2000 Menschen unter teilweise äußerst harten Bedingungen arbeiteten.

Der Ausgang des Zweiten Weltkriegs bildete die größte Zäsur in der Werks Geschichte. Jegliche Produktion für das Militär wurde durch alliierten Beschluss eingestellt. Dem Nachfolgeunternehmen „Rhodia“ war mit der Produktion von Kunstfasern Anfang der sechziger Jahre nochmals ein gewisser Erfolg beschieden. Die Mitarbeiterzahlen von früher wurden jedoch nicht mehr erreicht, und sie gingen rapide zurück, bis das Werk 1994 endgültig stillgelegt wurde. Dem riesigen Areal, auf dem immerhin rund vierzig Bauten als Kulturdenkmale ausgewiesen worden waren, drohte das Ende als gigantische Industriebrache.

Doch sollte in Rottweil die Reaktivierung besser gelingen als anderswo. Mit dem „Gewerbepark Neckartal“, der mit einer vielfältigen



Der ehemalige Speisesaal der Arbeiterkantine mit eiserner Dachkonstruktion von 1909. Die neuen Einbauten für Büros und Ausstellung bestechen durch ihre Leichtigkeit.

Struktur aus Arbeiten und Wohnen, Freizeit und Gastronomie, Dienstleistung und Kultur innovative Wege beschreitet, konnte erfolgreich gegengesteuert werden. In den letzten Jahren ist es gelungen, für eine ganze Reihe von Bauten adäquate Nutzungen zu finden und die vernachlässigte Bausubstanz durch schonende Einzelerneuerung zu retten. Bereits 1999 wurde die Sanierung des Badhauses als Restaurant und Theaterstätte mit dem Denkmalschutzpreis belohnt.

Zum Erfolg des Rottweiler Modells hat nicht zuletzt das Engagement von Hermann Klos und Günther Seitz beigetragen, die von Anfang an Motoren des Vorzeigemodells waren. Schon 1993 hatten sie sich mit ihrer aufstrebenden Firma „Holzmanufaktur Rottweil GmbH“, die sich der Reparatur von Holzbauteilen widmet und dabei auch denkmalpflegerische Ziele verfolgt, als Pioniere inmitten des Niedergangs angesiedelt. Sie sicherten sich ein zentral innerhalb des Werksgeländes gelegenes Bauensemble, das zwischen der willkürlichen Ansammlung von Industriehallen wie eine dörfliche Mitte wirkt und ursprünglich sozialen Zwecken diente. Der auffälligste Bau ist das 1913/14 errichtete Wasch- und Umkleidegebäude mit einem Schlafsaal für die Nachtschichtarbeiter, das wegen seines basilikalen Querschnitts und der westwerkartigen, von einem Uhrtürmchen bekrönten Eingangsfront im Volksmund „Jakobskirche“ genannt wird. Welcher Jakob dabei Pate stand – der heilige Jakobus als Schutzpatron der Arbeiter oder gar „Der wahre Jacob“, ein damals bekanntes sozialdemokratisches Satireblatt – ist bis heute nicht geklärt. Das benachbarte architektonische Gegenstück, das man im Kontrast zur „Kirche“ vom Erscheinungsbild her als „Rathaus“ oder „Festhalle“ interpretieren möchte, ist die 1909 erbaute sowie bereits 1913 und zwei Jahre später erweiterte Arbeiterkantine, zu der sich als dritter Bau ein dahinter gelegenes Aborthäuschen gesellt, das letzte von ursprünglich sechs.

Das Ensemble ist ein bemerkenswertes Zeugnis für die Baukultur, die in den Jahren vor und während des Ersten Weltkriegs die Industriearchitektur nicht nur in Rottweil auszeichnete. Unter Duttenhofer hatten die zahlreichen Fabrikneubauten einzig ökonomi-

schen Prämissen zu genügen. Im Zuge der Reformbestrebungen nach der Jahrhundertwende, die sich beispielsweise 1907 in der Gründung des Deutschen Werkbunds manifestierten, änderte sich dies. Soziale Aspekte spielten nun im Hinblick auf die innenpolitisch immer heiklere Arbeiterfrage eine Rolle, aber auch der gestiegene Anspruch an Gestaltqualität. Mit Albert Staiger für die Jakobskirche und Heinrich Henes für die Kantine wurden jetzt bekannte Architekten herangezogen, die von der Stuttgarter Bauschule geprägt waren. Sie verstanden es, beeinflusst vom Vorbild Theodor Fischer, innovative Materialien und Techniken wie den Betonskelettbau oder Eisenkonstruktionen mit einer vereinfachenden, nur noch vage an barocke und klassizistische Vorbilder erinnernden Formensprache zu einem modern-funktionalen, aber auch repräsentativen Ganzen zu verbinden. Weitere Neubauten jener Jahre auf dem Fabrikgelände – das ebenfalls von Henes stammende Laboratorium, das Badhaus, die Neckarbrücken des Betonpioniers Emil Mörsch sowie schließlich als Höhepunkt das imposante Kraftwerk von Paul Bonatz – sind weitere Beispiele dieser beachtlichen firmeninternen Bautätigkeit, die nach 1918 auf solchem Niveau keine Fortsetzung finden sollte.

Die ursprüngliche Qualität war allenfalls zu erahnen, als die Holzmanufaktur in den neunziger Jahren ihre Bauten übernahm, deren Unterhaltung lange Zeit vernachlässigt worden war. Die Dächer waren undicht und die Wände durchfeuchtet, das Erscheinungsbild litt unter vielen verunstaltenden Veränderungen wie der Vermauerung von Fenstern und nachträglich eingezogenen Trennwänden. Besonders getroffen hatte es die Arbeiterkantine, deren Portikusvorbau schon in den dreißiger Jahren hatte weichen müssen und dessen Hauptspeisesaal mit einem vom eisernen Dachstuhl abgehängten Rabbitzgewölbe 1981 ausgebrannt war. Hermann Klos und Günther Seitz ließen sich von diesem schlechten Zustand nicht abschrecken, da sie erkannten, wie viel alte Substanz noch vorhanden war und erhalten werden konnte. Zunächst wurde nur das Notwendigste repariert, um die Bauten für ihren neuen Zweck nutzbar zu machen, und es waren dafür vor allem Kreativität, Impro-

visation und Flexibilität notwendig. Die Mieter lernten ihre Gebäude kennen, wuchsen in sie hinein, eine ideale Voraussetzung, als sie sich – inzwischen Eigentümer geworden – an die Gesamtrenovierung machten, die etappenweise 2001 bis 2005 erfolgte.

Nach einem Konzept des Architekten Alfons Bürk mit Entwurfsbeteiligung von Eva Zähringer und seit 2002 unter der Gesamtabwicklung von Bernd Liebmann wurde die Gebäudegruppe behutsam saniert und intelligent den Bedürfnissen der Holzmanufaktur angepasst. Die Jakobskirche wurde ohne gravierende Eingriffe in die Grundrisstruktur zur Schreinerwerkstatt, wobei der ehemalige Schlafsaal im „Obergraden“ als Depot für die Sammlung historischer Fenster, Türen und Beschläge dient. Im Aborthäuschen, dessen ursprüngliche Einteilung schon länger entfernt worden war, treffen sich heute die Mitarbeiter zur Vesperpause. In das Kantinengebäude wurden Büro-, Ausstellungs- und Veranstaltungsräume integriert. Ein großer Speiseraum mit einer erhalten gebliebenen eindrucksvollen Kassettendecke von 1915 wird darüber hinaus als Restaurierungsatelier genutzt. Bemerkenswert ist vor allem die Art

und Weise, wie mit dem durch den Brand schwer beschädigten Kantinensaal umgegangen wurde. Die Außenwände mit den alten Fensteröffnungen und der filigrane Eisendachstuhl von 1909, nun offen sichtbar, wurden wieder hergestellt. Eine neu in den Raum eingestellte Konstruktion in Stahl und Glas mit schlanken Holzleisten schafft Unterteilungen für Büros und bietet darüber auf Plattformen Flächen für Ausstellungen. Leichtigkeit und Transparenz bewirken, dass die hallenartige Wirkung trotz der veränderten Nutzung nicht verloren ging. Für das notwendige Licht von oben sorgt ein in die Dachfläche eingelegtes Lichtband, das nach langen Diskussionen und der Prüfung vieler Varianten zu Recht als die angemessene Lösung für diesen Ort gewählt wurde. Wie beim Rabbitzgewölbe im Inneren wurde auch beim bereits lange verschwundenen Portikus bewusst auf eine Rekonstruktion verzichtet. Dagegen war es planerisches Ziel, möglichst viel der vorhandenen Substanz weiter zu tradieren. Der Originalputz wurde gefestigt und die ursprüngliche Farbfassung rekonstruiert, selbst historische Glasscheiben wurden, soweit es ging, wieder verwendet. Und natürlich wurde besonderer Wert auf das Holzwerk gelegt: Die hervorragende handwerkliche Qualität, für die die Holzmanufaktur überregional steht, fällt auch hier bei den Fenstern und Türen auf, die samt ihren Beschlägen aufgearbeitet und wo notwendig durch Nachbauten nach vorhandenen Mustern ergänzt wurden.

„SENFENSCHLÖSSLE“ IN UNTERMÜNKHEIM (Kreis Schwäbisch Hall)

Bis zum Jahr 2003 bot das „Senftenschlössle“ mit bröckelndem Putz, ausgebleichtem Fachwerk sowie mit verunstaltenden Einbauten für Einfachwohnungen einen traurigen Anblick. Freilich war allen Verantwortlichen klar, dass es sich um ein wichtiges Zeugnis der Geschichte von Untermünkheim im Kochertal handelte, an dessen Eigenschaft als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung niemand zweifelte.

Bereits 1361 wird der Bau als steinernes Haus erwähnt, das wahrscheinlich von einem



Die Radlerherberge im „Senftenschlössle“ bietet stimmungsvolle Zimmer mit Geschichte

Wassergraben umgeben war, der vom heute verdohlenen Eis- oder Sperberbach gespeist wurde. 1515 wurde das „Wasserhaus zu Mümckhen“ von Melchior Senft zu Sulburg erworben, einem reichen Patrizier aus dem nahen Schwäbisch Hall, der sich mit anderen Ratsmitgliedern der Stadt überworfen hatte und deshalb nach einem Wohnsitz außerhalb der Mauern Ausschau hielt. Er ließ das Gebäude für seine Zwecke ausbauen und die beiden massiven Stockwerke des Steingebäudes um ein mächtiges und dekoratives Fachwerkgeschoss mit hohen Giebeln und einem Krüppelwalmdach aufstocken. Der Bau erhielt damals seinen fast turmartigen Charakter, den er bis heute bewahren konnte.

Es war vermutlich Melchiors Sohn, der 1532 im ersten Obergeschoss einen Erker anbauen ließ, dessen Konsolenansätze an der Südfassade noch heute zu erkennen sind, ebenso wie im Innern der steingefasste Segmentbogen mit dem eingemeißelten Baudatum, der den Zugang zum Erker rahmte. Das zuvor holzsichtige Fachwerk wurde markant dunkelrot gestrichen, während die massiven Sockelgeschosse außen mit einer Quaderbemalung geschmückt wurden, dessen radiales Strichmuster die Plastizität der vorgeblichen Steine betonen sollte. Bereits 1565 scheint der Erker wieder verschwunden und die Quadermalerei monochrom überstrichen worden zu sein. Zudem wurde der kompakte Baukörper auf der Nordseite durch einen Anbau mit Pultdach vergrößert. Auch dies war noch eine Veränderung der Familie Senft zu Sulburg, die dem „Senftenschlössle“ bis heute den Namen gaben, obwohl die Eigentumsverhältnisse im Laufe der weiteren Jahrhunderte häufig wechselten und der soziale Rang der Bewohner allmählich immer weiter sank.

Im 20. Jahrhundert war schließlich vom ehemals repräsentativen Bild eines ländlichen Adelssitzes nicht mehr viel zu erkennen. Der Wassergraben war längst zugeschüttet und die Bebauung des Dorfes bis unmittelbar an das Gebäude herangerückt. Es diente zuletzt als Wohnhaus mit Mietwohnungen, lange Zeit war das Erdgeschoss zudem als Stall genutzt worden. So tröstet die Innenräume auch wirkten, es sollte sich herausstellen, dass über Zwischendecken, hinter dicken Wandverputzen und Ver-

kleidungen sowie unter Bodenbelägen viel historische Substanz die Zeitläufe überlebt hat.

Da sich die Gemeinde Untermünkheim als letzter Eigentümer von einer inzwischen dringend anstehenden Sanierung überfordert fühlte, schrieb sie das Anwesen 2002 zum Verkauf aus. Nachdem sich potentielle Investoren in einer Gemeinderatssitzung vorgestellt hatten, erhielt die „Interessengemeinschaft Sanierung historischer Bauten“ mit nur einer Stimme Mehrheit den Zuschlag für das Objekt. Hinter diesem Namen verbargen sich die Diplompädagogen und Soziologen Harald Brode und Petra Jaumann, der Holztechniker Tomas Bauckhage und der Software-Ingenieur Martin Pfahls, eine denkmalbegeisterte Gruppe, die in der Region zwischen Neckar und Main bereits eine ganze Reihe ähnlicher Objekte in ihre Obhut genommen hatte und damit über einschlägige Erfahrung verfügte. Die gelungene Sanierung des ehemaligen Spitals im nahen Neuenstein brachte den Mitgliedern im gleichen Jahr 2002 schon den Denkmalschutzpreis ein. Auch wenn sie sich in Untermünkheim nicht – wie andere – als finanzkräftige Unternehmer hatten präsentieren können, so überzeugte doch ihre offensichtliche Begeisterung für die Sache den Gemeinderat.

Wie bei ihren früheren Projekten machte sich die Gruppe auch am Senftenschlössle mit sehr viel persönlicher Eigenleistung an die Arbeit. Restauratorische Untersuchungen klärten zunächst außen und innen die Befundlage. In stärkerem Maße als erwartet stieß man auf historische Putze und Farbfassungen, die bis in die Erbauungszeit zurückreichen und nachweisen, dass die einzelnen Räume durch sehr unterschiedliche kräftige Anstriche des Fachwerks, besonders in Rot, Gelb und Grau, sowie mit der Betonung durch Beistriche jeweils einen sehr individuellen Charakter besaßen. Es war ein Hauptziel der Bauherren, den ursprünglichen Farbklang wieder herzustellen, die Nachprüfbarkeit durch den Einblick in kleinformatige Originalbefunde zu gewährleisten, sie generell aber unter einer schützenden Japanpapier- bzw. Kalkputzschicht mit einem mineralischen, diffusionsoffenen Anstrich zu konservieren. Was die Fassaden angeht, so entschied man sich für die Rekonstruktion der Farbigekeit des frühen 16.



Im ehemaligen Adelssitz kann man heute übernachten. Das imposante „Senftenschlössle“ nach der Sanierung.



Nur durch Zufall entdeckt: Wertvolle Wandmalereien des 16. Jahrhunderts versteckten sich unter dem Verputz

Jahrhunderts, wobei die spätere auffällige Quaderbemalung des Steinsockels durch ein Belegfeld an der Südfassade in Erinnerung gebracht wird.

In einem separaten Raum des Fachwerkgeschosses stieß Harald Brode eher zufällig auf eine überaus anspruchsvolle Ausmalung mit floralen und figürlichen Darstellungen, die wohl zur Erstausrüstung aus der Zeit von Melchior Senft zu Sulburg gehörte und stilistisch der Stufe zwischen Spätgotik und Renaissance zuzurechnen ist. Die Malereien wurden auf vorbildliche Weise freigelegt und gesichert, aber nicht ergänzt. Um ihre Erhaltung für die Zukunft zu gewährleisten, wurde sogar auf eine intensivere Nutzung des entsprechenden Raumes verzichtet.

Überhaupt spielte die Frage nach einer adäquaten Nutzung des Bauwerks bei der Sanierung von Anfang an eine große Rolle. Da

ein eigener Garten fehlt, war das Objekt für eine reine Wohnnutzung wenig attraktiv. Die Gemeinde hatte bereits überlegt, aus dem Senftenschlössle eine kleine „Radlerherberge“ mit Übernachtungsmöglichkeit für rund zwölf Personen zu machen – ein wirtschaftlich durchaus Erfolg versprechendes Angebot in dieser von Fahrradtouristen gerne besuchten Gegend des Kochertals. Die Käufer griffen die Idee auf und setzten sie um, sehr zum Vorteil des Gebäudes, war es doch damit möglich, die historischen Grundrissteilungen abseits konventioneller Hotelstandards oder der Zwänge einer modernen Wohnnutzung weitestgehend zu bewahren. Ein „alternativer“ Gast, der in seinem Kurzurlaub mit dem Fahrrad durch eine angenehme Kulturlandschaft fährt, dürfte sich normalerweise nicht daran stören, dass sein alles andere als alltägliches Zimmer nicht über eine eigene Toilette und Dusche verfügt.

Im Gegenteil, für den Individualtouristen ist das besondere Ambiente fern jeglicher Norm gerade besonders reizvoll. Wo gibt es sonst noch ein komplett erhaltenes Plumslo zu besichtigen? Hier ragt es als Holzkerker im zweiten Obergeschoss spektakulär aus der Ostfassade.

Das heißt jedoch nicht, dass man sich als temporärer Bewohner des Senftenschlössles mittelalterlichen Verhältnissen ausliefern müsste. Für entsprechende sanitäre Sammelanlagen ist auf jedem Stockwerk gesorgt, und es gibt selbstverständlich auch eine moderne Zentralheizung. Deren Heizkessel ist im Dachgeschoss installiert, wo er am wenigsten stört, wie überhaupt die moderne Haustechnik behutsam in die historische Bausubstanz integriert wurde. Die größtmögliche Schonung der originalen Oberflächen war stets erklärtes Ziel, ebenso sollten die neuen Installationen optisch nicht in den Vordergrund treten. Neu eingefügte und ersetzte Details, wie zum Beispiel die Türen, ordnen sich erkennbar als Nachbauten oder neutral gehaltene Bestandteile dem Ganzen unter.

VOGTSHOF IN HAUSEN OB VERENA (Kreis Tuttlingen)

Der Vogtshof im Ortskern von Hausen ob Verena zählt zu den bedeutenden Bauwerken in der Umgebung von Spaichingen. Es handelt sich um ein für die Region zwischen Alb und Schwarzwald charakteristisches „Quereinhaus“, das über einem massiven Sockelgeschoss und zwei Geschossen in Fachwerkbauweise unter seinem durchgehenden Satteldach Wohnteil, Stall und Scheune vereint und von der Längsseite her erschlossen wird.

Seit den achtziger Jahren bereitete das ortsbildprägende, nahe der Kirche gelegene Anwesen den Verantwortlichen allerdings beträchtliche Sorgen. Eine erste Bestandsaufnahme durch den Architekten Alfons Bürk bestätigte den Eindruck der Denkmalpfleger, dass es sich um ein hochkarätiges Kulturdenkmal handelt, nicht zuletzt wegen der für die Lage auf dem Land ungewöhnlich reichen Innenausstattung aus dem 18. Jahrhundert, zwei aufwändig mit Holzvertäfelung und Holzdecken gestalteten Stuben. Deutlich wurde



Wieder im Lot – der Ostgiebel des Vogtshofes, der vor der Sanierung einsturzgefährdet war

durch die Dokumentation allerdings auch, dass dringender Handlungsbedarf bestand, um die weitere Existenz des Gebäudes zu sichern. Der große Ostgiebel hatte sich im Laufe der Zeit um 1,50 m nach hinten geneigt und die gesamte Fachwerkkonstruktion aus dem Gefüge gebracht. Die Fassaden waren außerdem durch einen schon lange zurückliegenden Umbau in starkem Maße geschädigt, sodass ein Absturz großer Oberflächenteile drohte. Hinzu kam, dass es über Jahrzehnte hinweg keine ausreichende Bauunterhaltung gegeben hatte. An eine Abhilfe war allerdings vor knapp zwanzig Jahren noch nicht zu denken, da die damaligen Eigentumsverhältnisse dies vereitelten. So mussten erste Notmaßnahmen zur Stabilisierung genügen, wie die Sicherung des großen Ostgiebels mit einer provisorischen Verbrückerung, die freilich das Erscheinungsbild nicht gerade verbesserte.

Die endgültige Rettung sollte erst gelingen, als das Haus über die Liste der verkäuflichen Kulturdenkmale im Regierungsbezirk Freiburg angeboten wurde. Annedore und Dr. Wilfried Stark aus Paderborn erwarben das Haus und stellten sich 2002 bis 2005 der besonderen Herausforderung einer umfassenden Sanie-



Eine der beiden Stuben im Vogtshof mit ihrer Vertäfelung aus der Mitte des 18. Jahrhunderts

rung. Sie waren eher zufällig auf das Objekt aufmerksam geworden, und der erste Eindruck war für sie alles andere als ermutigend gewesen. Architekt Bürk gelang es jedoch, sie zu überzeugen, dass hier durchaus noch etwas zu retten war und sich die beträchtliche Investition in das gefährdete Schmuckstück lohnen würde. 2003 wurde die Gesamtplanung Bürks genehmigt. Akribische Forschungen und Baudokumentationen von Annette Fischer, der Holzmanufaktur Rottweil, der Restauratoren Kristina und Karl-Philipp Jung, des Ingenieurbüros Lohrum sowie des Schreiners Steven Ryle waren vorausgegangen und begleiteten auch die gesamte Bauphase.

Die Geschichte des Hofes wurde allmählich in allen ihren Facetten nachvollziehbar. Laut dendrochronologischer Bestimmung 1685/86 erbaut, gehörte das Anwesen bis ins spätere 19. Jahrhundert der vermögenden Familie Gluntz,

die lange den Ortsvogt von Hausen ob Verena gestellt und ihren Status mit diesem repräsentativen Bauwerk demonstriert hatte. Der vierachsige Ursprungsbau, wahrscheinlich für Hansjörg Gluntz und seine Frau Ursula errichtet, war ein Sichtfachwerkbau mit barockem Zierfachwerk. Bereits wenige Jahre nach Fertigstellung wurde er um eine fünfte Achse erweitert, um den Stall- und Lagerbereich zu vergrößern.

Nach der Mitte des 18. Jahrhunderts sollte dann ein tiefgreifender Umbau dem Hof sein späteres, bis heute prägendes Aussehen verleihen. Um ein steinernes Massivgebäude vorzutauschen, verschwand das Zierfachwerk hinter einer ungewöhnlichen Ummantelung aus ca. 8 cm starken Steinplatten, die auf dem vorkragenden Sockelgeschoss aufgesetzt und mit einem flächigen Wandputz überzogen wurden. Anstelle der früheren horizontalen



Blick in die Küche des Vogtshofes. Alt und Neu gehen eine harmonische Verbindung ein

Bandfenster sorgten nun neue Einzelöffnungen mit balusterartig profilierten Seitenleibungen und auskragendem Fenstersturz sowie dekorativ bemalten Schlagläden für ein moderneres Aussehen. Hinzu kamen jetzt auch die bereits erwähnten Innenausstattungen. Die großen Stuben, im ersten wie im zweiten Stockwerk jeweils an der Nordostecke des Baues gelegen und über Eck von zwei Seiten belichtet, erhielten in jeder Etage unterschiedliche, aber durchaus gleichwertige Wand- und Deckenvertäfelungen von einer handwerklichen und gestalterischen Qualität, wie man sie zeitgenössisch eher aus städtischem Kontext kennt. Die Täfer sind aus Tannen- und Fichtenholz gefertigt und durch Kassetten gegliedert. Einzelne Elemente werden zusätzlich betont, etwa Türen, die von gedrehten Halbsäulen flankiert und von Holzgesimsen bekrönt werden, die sich über den Säulen ver-

kröpfen. An anderer Stelle sorgen ein integrierter Wandschrank, eine Durchreiche zur Küche oder in die Kassettendecke eingelegte Felder aus Nussbaumholz mit Intarsien für zusätzliche Akzente.

Trotz kleinerer An- und Umbauten, die außen vor allem die Südseite betrafen, wo an die Stelle von offenen Galerien ein Toilettenanbau trat, wurde die Gesamterscheinung des Anwesens im 19. und 20. Jahrhundert nicht mehr grundsätzlich verändert. Reparaturen und Auswechslungen betrafen Details wie einzelne Fenster und Fensterrahmen. Frühere Zustände waren durch erhalten gebliebene Originalteile immer noch am Haus ablesbar.

Grundlage für das Konzept der Sanierungsmaßnahmen seit 2002 war der Zustand des Gebäudes nach seinem Umbau im 18. Jahrhundert. Die damals hinzugekommenen

prächtigen Stuben der Obergeschosse sollten auf jeden Fall erhalten und dabei ein größtmögliches Maß an originaler Substanz gerettet werden. Dass dies angesichts des fortgeschrittenen Schadensbildes keine leichte Aufgabe werden würde, war von Anfang an klar. Um das Hausgefüge ins Lot zu bringen und die verloren gegangenen kraftschlüssigen Verbindungen wieder herzustellen, musste die gesamte hölzerne Ausstattung vorsichtig ausgebaut und gelagert werden. Anschließend wurde das gesamte Holzgerüst von seiner Ausfachung befreit. Als dann auch noch die Dachstuhl komplett demontiert wurde, vermuteten viele Betrachter schon einen Abbruch. Es war die Bauphase, die Familie Stark manch schlaflose Nacht kostete. Dennoch sollte es vor Ort bald wieder bergauf gehen. Die Konstruktion wurde gerichtet und neu zusammengefügt, wobei die durch Feuchtigkeit marode gewordenen Reste des später verdeckten barocken Zierfachwerks und die konstruktiv falsche Ummauerung des Fachwerkkerns, die zu den schweren Schwitzwasserschäden im Wandquerschnitt geführt hatte, nicht erhalten werden konnten. Ebenso wurde die Ende des 17. Jahrhunderts hinzugefügte Gebäudeverlängerung im Bereich des Stalls nicht wieder aufgebaut. Ansonsten erfolgte ein präziser Wiederaufbau mit den Originalteilen, seien es Blockstufen, Bodendielen, Türblätter, Kachelöfen, Biberschwanzziegel oder selbst kleinste Details wie Beschläge, die alle wieder an ihren historischen Ort zurückkamen. Beschädigte Holzelemente wurden repariert, wobei die handwerkliche Qualität der Arbeit beeindruckt, für die neben dem Schreiner Steven Ryle auch in diesem Fall die Holzmanufaktur Rottweil verantwortlich zeichnete. Nachbauten, etwa von Fenstern, Fensterrahmen und Klappläden, erfolgten, ebenfalls in exzellenter Ausführung, ausschließlich nach Mustern, die am Haus selbst vorzufinden waren.

Trotz der unabdingbaren Eingriffe war es beim Vogtshof möglich, dem Denkmal seinen authentischen Charakter zu bewahren. Es ist gelungen, ein einheitliches Erscheinungsbild mit der Erhaltung bestehender Befunde und einer Ablesbarkeit baulicher historischer Überlieferungen zu vereinbaren. Aber auch die für



Von hervorragender handwerklicher Qualität – Reparatur und Nachbau des Holzwerks im Vogtshof

eine moderne Wohnnutzung erforderlichen haustechnischen Installationen oder Bau-details – genannt seien nur die modernen Sanitäreinrichtungen, die überraschend unauffälligen, unter der Decke aufgehängten röhrenförmigen Heizkörper oder die schlichten Treppengeländer – ordnen sich zurückhaltend dem Gesamtbild ein, ohne ihre Entstehungszeit zu verleugnen.

TAGLÖHNERHÄUSCHEN IN VOGTSBURG-BURKHEIM (Kreis Breisgau-Hochschwarzwald)

Einfacher kann eine Behausung kaum sein. An einer abschüssigen Straße hinunter in die Vorstadt, direkt unterhalb der Burgruine des malerischen Weinorts Burkheim am Kaiserstuhl gelegen, ist das kleine Häuschen ein Dokument für die Bescheidenheit der Wohnverhältnisse armer Leute in früheren Zeiten. Das gesamte Grundstück misst gerade einmal 39 qm, wobei das Haus vorne nicht breiter als 3,80 m ist. Rechts und links schließen sich ähnliche, wenn auch größere und heute stärker veränderte Häuser an, und auch auf der Rückseite markiert bereits die Außenwand die



Nur 3,80 m breit. Das Tagelöhnerhäuschen mit Kniestockverglasung, durch die Licht in das neue Bad fällt

Parzellengrenze. Kleintierstall und Lagerraum im Keller, erschlossen von der Straße über einen vertieften Zugang mit Rundbogen, darüber im Erdgeschoss Küche und Stube sowie der zweigeteilte, von Rauch geschwärzte Dachraum bildeten das nur schwach erhellte Obdach für eine Tagelöhnerfamilie. Von deren kargem Leben erzählen auch die Überbleibsel der Alltagsgegenstände, die in Füllungen zutage kamen: Fragmente grober Schuhe, Scherben einfachster Gebrauchskeramik und schlichter Kachelöfen oder Bruchstücke von Eisen- und Holzgerätschaften. Sorgfältig geborgen und von Valerie Schoenberg wissenschaftlich aufgenommen, sind sie – heute wieder an Ort und Stelle präsentiert – äußerst aussagekräftige Zeugnisse, obwohl sie normalerweise nicht für Wert erachtet werden und deshalb selten den Weg ins Museum finden.

Die Untersuchung der Bausubstanz durch das Büro Lohrum lieferte das Bild einer recht bewegten Baugeschichte, die im Kellerbereich bis ins Mittelalter zurückreicht. Auch wenn dort – im Unterschied zum Keller des westlichen Nachbarn – die Stadtmauer ausgebrochen ist, so hatte deren ursprünglicher Verlauf doch die spätere Ausrichtung vorgegeben.

Der Kern einer Kellerwand, die zahlreiche Baufugen aufweist, dürfte dem 15. Jahrhundert angehören. Errichtet wurde das bescheidene Anwesen, so wie es heute dasteht, im späten 17. Jahrhundert, einer Zeit, die in Burkheim nach den schweren Zerstörungen des Dreißigjährigen und des Holländischen Krieges im Zeichen des Wiederaufbaus stand. In der Folge dürfte nahezu jede Generation kleinere oder größere Änderungen vorgenommen haben. Später zugesetzte Öffnungen an der Giebelwand belegen, dass das östliche Haus nachträglich angebaut wurde. Wie durch dendrochronologische Bestimmungen belegt, gab es dann um das Jahr 1845 einen größeren Umbau, bei dem über dem Erdgeschoss neue Deckenbalken eingezogen wurden. Seit diesem Zeitpunkt führte auch die heutige steile Holztreppe von der Küche hinauf unters Dach. Nicht näher datierbar, aber dem späten 19. oder frühen 20. Jahrhundert zugehörig, sind weitere Veränderungen: Die marode Kellerdecke über dem Stallbereich wurde durch eine Betonkonstruktion mit Eisenträgern ersetzt, in der Küche statt eines Rauchfangs ein geschlossener Kamin eingebaut und durch eine Trennwand eine separate Kammer abgeteilt. Vor allem änderte sich jedoch das Äußere zur Straße hin. Um zusätzlichen Lagerraum unter dem Dach zu gewinnen, wurde die Dachfläche angehoben, der entstandene Kniestock einfach verputzt. Noch in den 1960er Jahren baute man im Wohnraum des Erdgeschosses einen neuen Kaminzug ein und erneuerte den Fußboden mit der darunter liegenden Decke. Bald jedoch setzte der Niedergang ein, der mit dem Auszug des letzten Bewohners 1989 besiegelt schien.

Nach zehn Jahren Leerstand befand sich das Häuschen in einem erbärmlichen Zustand. Vor allem die Dachdeckung auf der Straßenseite war seit geraumer Zeit undicht, sodass das Regenwasser ungehindert eindringen konnte. Niemand wollte sich mit einer vom Zuschnitt und von der Erhaltung her derart problematischen Immobilie belasten. Der Abbruch schien nur eine Frage der Zeit, denn für ein freies Grundstück gab es durchaus Interessenten. Lediglich die Einstufung als Kulturdenkmal und der Kontext der historischen Burkheimer Altstadt als geschützte Gesamt-

anlage gewährte dem Objekt zwischenzeitlich eine Überlebenschance.

Als Mitarbeiter der Unteren Denkmalschutzbehörde des Landkreises Breisgau-Hochschwarzwald war Dieter Hahn dienstlich schon länger auf den Problemfall in Burkheim aufmerksam geworden. Bald sollte ihm der rasche Verfall des Baues auch in seiner Freizeit keine Ruhe mehr lassen. Obwohl selbst in einer ganz anderen Gegend ansässig, entschloss er sich zusammen mit seiner Frau Angela zum Kauf, um damit das drohende Ende abzuwenden. Noch vor Unterzeichnung des Kaufvertrags machten sie sich daran, das schadhafte Dach zu sichern, um einem Einsturz zuvorzukommen.

Parallel zur Bauuntersuchung entwickelte das Ehepaar Hahn zusammen mit der Architektin Petra Habammer ein tragfähiges Konzept für die Sanierung. Diese konnte trotz der außerordentlichen Enge auf der Baustelle mit Hilfe des Bauleiters Willi Sutter und unter viel Eigenleistung in der zweiten Hälfte des Jahres 2005 in nur wenigen Monaten realisiert werden. Für die neuen Eigentümer war es selbstverständlich, auf einen weitestgehenden Erhalt der Originalsubstanz hinzuarbeiten. Zudem sollte der besondere Charakter, das Einfache, ja Ärmliche der Tagelöhnervergangenheit spürbar bleiben. Der Schlüssel für eine solch objektgerechte Erneuerung lag jedoch vor allem in der Entscheidung, das Haus künftig nur als Ferienwohnung zu nutzen. Für einen temporären Urlaubsaufenthalt von maximal drei Personen war es möglich, das Objekt in seinen bescheidenen Dimensionen und einfachen Materialien zu belassen und es nicht mit Erwartungen an die Erfüllung heutiger Alltagsfunktionen zu überlasten.

Dennoch war der Sanierungsaufwand beträchtlich. Die Betondecke mit ihren Metallträgern über dem Stall war wegen des lange eindringenden Regenwassers völlig korrodiert und wurde durch eine Holzbalkendecke ersetzt, wie es sie schon früher an dieser Stelle gegeben hatte. Durch den Abbruch der Zwischenwand wurde der ursprüngliche Grundriss der Küche wieder hergestellt, in die man nun direkt durch die Haustür eintritt. Wegen Sicherheits- und Schallschutzwünschen der Nachbarn musste der westliche Giebel zusätz-



Die Küche gleich hinter der Haustür, ursprünglich und auch nach der Sanierung als Ferienhaus Mittelpunkt des Tagelöhnerhäuschens

lich mit einer Vorwand in Trockenbau versehen werden. Und natürlich war auch ein modernes Bad notwendig. Es wurde im Obergeschoss unter dem später angehobenen Dach zur Straße eingerichtet. Die Frage, wie Licht in diesen neuen Raum kommen sollte, wurde unter den Beteiligten lebhaft diskutiert. Eine Gaube, wie sie die Richtlinien für die Gesamtanlage Burkheim üblicherweise vorsieht, kam hier nicht in Frage, hätte doch ein Aufbau die von der abschüssigen Straße gut einsehbare Dachfläche in ihren Proportionen zerstört. Als Alternative wurde schließlich eine großflächigere Verglasung des Kniestocks genehmigt, die dem Äußeren an dieser Stelle einen modernen Akzent verleiht, der auch bei neuen Elementen im Innern, etwa der Küchenmöblierung oder der Haustür, angestrebt wurde.

Krumme rauchgeschwärzte Balken, raue von Schlämmen überzogene Lehmgefache, die leiterartige Stiege, das alte Kellertor oder die groben Innentüren, die man eigentlich nur in einem alten Wirtschaftsgebäude erwarten würde, – alle diese Elemente, die üblicherweise kaum weiter tradiert werden, wurden meist nur gereinigt und repariert an ihrem angestammten Platz belassen. Dazu zählt neben



Rußgeschwätzte Balken und Decke sowie ein Holzverschlag als Hühnerstall mitten im Haus, Zeugnisse der Lebensweise der früheren Bewohner des Taglöhnerhäuschens

den jetzt in Vitrinen präsentierten Fundstücken aus dem Leben der ehemaligen Bewohner auch der hölzerne Kasten, in dem oben im Dachgeschoss, unmittelbar neben der steilen Stiege, Hühner gehalten wurden, die ihren Auslauf offensichtlich nur innerhalb des Hauses hatten.

HÄUSERGRUPPE SIGISMUNDSTRASSE IN KONSTANZ

Mitte der neunziger Jahre standen die Mitglieder der Erbgemeinschaft Swars – Geschwister Uhl vor der schwierigen Entscheidung, was aus ihrem Anwesen in der Altstadt von Konstanz werden sollte, das sich seit 1917 in Familienbesitz befindet. Die Bausubstanz war dringend erneuerungsbedürftig, die Wohnverhältnisse in dem völlig verwinkelten und unansehnlichen Gebäudekomplex nicht mehr zumutbar und eine wirtschaftliche Nutzung trotz zentraler Lage in der Fußgängerzone unmöglich geworden. Nachdem auch über einen Verkauf nachgedacht worden war, fiel schließlich doch die Entscheidung zugunsten einer Sanierung, die man gemeinsam

anpacken wollte – kein leichtes Unterfangen angesichts von 13 Miteigentümern, deren Vorstellungen unter einen Hut gebracht werden mussten. Es kam ein Prozess in Gang, der bis zum Abschluss der Baumaßnahmen nicht weniger als ein Jahrzehnt dauern und für die Bauherren, Architekten und Denkmalpfleger manche Überraschung bringen sollte.

Von Anfang an war allen Beteiligten klar, dass in dem Anwesen bedeutende alte Teile steckten, auch wenn die Zusammenhänge zunächst noch nicht nachvollziehbar waren. Umfangreiche Bauaufnahmen und die Auswertung archivalischer Quellen durch die Bauforscher Burghard Lohrum, Stephan King bzw. Mirko Gutjahr und Frank Löbbeke zu Beginn der Planung wie auch begleitend während der Bauphase 2001 bis 2005 brachten erst nach und nach Licht in eine komplexe Bauabfolge, die ihrerseits Mosaiksteine zum Bild der historischen Entwicklung von Konstanz lieferte.

Bodenfunde ergaben, dass das Grundstück, damals noch am Ufer des Bodensees gelegen, bereits vor 1200 von Gerbern genutzt wurde. Mit zunehmender urbaner Verdichtung innerhalb der Konstanzer Stadtmauer errichtete im 13. Jahrhundert ein reicher Bürger hier ein zweistöckiges Steinhaus, das – zur heutigen Sigismundstraße hin orientiert – immer noch den direkten Blick auf den See hatte, dessen Uferbereich erst später angeschüttet wurde. Beim großen Stadtbrand von 1398 fielen alle hölzernen Teile des Hauses den Flammen zum Opfer. Stehen blieben die massiven Außenmauern mit schlitzartigen Fenstern, die sogar heute noch Spuren der Feuersbrunst erkennen lassen. Beim Wiederaufbau erhöhte man den Steinbau um ein auskragendes Fachwerkgeschoss, von dem sich Zierfachwerk und vor allem eine gotische Stube mit Bohlenwänden und gewölbter Holzdecke erhalten haben. Der früheste namentlich bekannte Eigentümer dieses Hauses „Zur Stiege“ war 1486 ein Apotheker namens Gabriel Schnider. Im frühen 16. Jahrhundert erwarb der reiche Kaufmann Hans Conrat Schneck das Anwesen und ließ es für seine Zwecke ausbauen. Parallel neben dem Altbau, ebenfalls giebelständig zur Straße hin orientiert, wurde 1621–23 ein zweites Gebäude, das „Haus zur Salzscheibe“, errichtet. Es ist ein typisches Wohn- und



Nach der Freilegung bildet eine gläserne Halle die notwendige Zäsur zwischen den historischen Häusern

Handelshaus der Renaissance mit Staffelgiebel und rundem Treppenturm sowie mit einer äußerst repräsentativen Stube mit Kassettendecke. Das ältere Haus, mit einer Brücke über den Hof hinweg an den Neubau angebunden, ließ Schenck nach hinten verlängern. Eine Sommerstube mit einer intarsiengeschmückten Holzdecke ziert hier das erste Obergeschoss.

Wenn die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Bauteile auch im Wesentlichen erhalten blieben, führten zusätzliche Baumaßnahmen vor allem im 19. Jahrhundert zu einer völligen Verunklärung des älteren Bestandes. Die Straßenfront des Hauses „Zur Stiege“ wurde neu hochgezogen. Um mehr Platz für Mietwohnungen zu schaffen, überbaute man den schmalen Hof zwischen den Gebäuden, sodass der Treppenturm außen nicht mehr in Erscheinung trat. Ein Querflügel im hinteren Grundstücksteil verdichtete die Überbauung des Grundstücks noch weiter. Im 20. Jahrhundert diente der Komplex schließlich sogar als Nebengebäude mit Wohnungen, Lager und Zulieferung für ein Kaufhaus in der nahen Bahnhofstraße, zu dem eine Verbindung hergestellt worden war.



Ein moderner Treppenlauf im bewussten Kontrast zu den restaurierten Bauteilen aus Mittelalter und Renaissance

Nachdem die Baugeschichte in den Grundzügen bekannt war, entschlossen sich die Eigentümer unter Federführung von Jürgen Uhl, einige Architekten zu einem Wettbewerb einzuladen – ein im privaten Bauwesen ebenso ungewöhnlicher wie lobenswerter Schritt, sind doch kreative Ideen in einer Situation gefragt, in der viele Aspekte berücksichtigt werden müssen. Im Herbst 2000 ging der Auftrag an eine Arbeitsgemeinschaft der Konstanzer Architekten Ewald Maedel und Fredy d'Aloisio. Die Planung hatte einerseits zum Ziel, die historisch wertvolle Substanz zu erhalten sowie die alten Strukturen wieder sichtbar zu machen, was den Rückbau der minderwertigen Ergänzungen des 19. und 20. Jahrhunderts bedeutete. Andererseits sollte das Gebäude nach der Sanierung in einem lebendigen Stadtzentrum attraktiv für gehobene Wohn- und Gewerbenutzungen sein und sich wirtschaftlich tragen, was als Ersatz für verlorenen Raum den Ausbau der beiden hohen Dachstühle bedingte.

Mit dem Beginn des Rückbaus begannen 2001 die Arbeiten, die manche unvorhergesehene Wendung brachten. So erwies sich die Standfestigkeit der alten Häuser als äußerst



Repräsentative Renaissancececube als nobler Rahmen für heutiges Wohnen in der Konstanz Altstadt

labil. Sie waren ohne ausreichende Fundamentierung auf den weichen Untergrund des ehemaligen Seeufers gesetzt. Aufwändige Maßnahmen für eine nachträgliche Gründung waren die Folge. Ebenso kamen neue bauhistorisch interessante Befunde zutage, die in die Planung integriert werden mussten, etwa die Außenwand der mittelalterlichen Bohlenstube des Hauses „Zur Stiege“, die sich hinter späteren Mauern der Hofüberbauung versteckt hatte. Mit langem Atem umschifften die Beteiligten alle Untiefen, die sich auftaten, auch wenn einige Ziele aus Kostengründen zurücktreten mussten, wie beispielsweise die Freilegung aller historischen Holzdecken. Nur eine davon konnte von den späteren Farbschichten befreit werden. Die gotische Segmentbogen- decke des Hauses „Zur Steige“ und die Renaissance-Kassettendecke im Haus „Zur Salzscheibe“ wurden farblich neu überfasst.

Nach Abschluss der Sanierung 2005 ist aus einem zuvor belanglos erscheinenden Gebäude wieder ein Schmuckstück geworden, an dem die wechselhafte Geschichte abzulesen ist. Den wertvollen historischen Bauteilen wurde ihre Würde zurückgegeben, es ist aber auch gelungen, durch eine konsequent moderne Formensprache bei allen neu hinzugekommenen architektonischen Elementen einen spannenden Dialog zwischen Alt und Neu zu erreichen. Dabei ist vor allem die haushohe, zur Straße und zum Hof hin völlig verglaste Halle zu erwähnen, die an die Stelle der Überbauung zwischen den beiden alten Häusern getreten ist. In seiner Transparenz, mit den modernen Materialien Stahl und Glas im bewussten Kontrast zu traditionellem Stein, Putz und Holz, schafft dieser Neubauteil die notwendige Zäsur zwischen den beiden historischen Häusern. Die ehemalige Hofsituation an dieser Stelle ist



Der Dachstuhl, ehemals als Lagerraum verwendet, hat trotz Ausbau den ursprünglichen Charakter bewahrt

wieder erlebbar, nicht zuletzt durch die Freilegung des eindrucksvollen Treppenturms. Führte in diesem Bereich bereits im Mittelalter eine dem Gebäude den Namen gebende Außentreppe in das Obergeschoss des Hauses „Zur Stiege“ und verband in der Renaissance eine hölzerne Brücke die beiden Bauten über den Hof hinweg, so nimmt heute die gläserne Halle Treppenläufe und Verbindungsstege auf. Über sie werden jetzt die Obergeschosse beider Häuser erschlossen, da die alten Treppen heutigen feuerpolizeilichen Anforderungen nicht mehr entsprechen.

Gelungen ist auch der werkgerechte und formal anspruchsvolle Ausbau der beiden imposanten Dachstühle, die den ursprünglichen Charakter als Lagerräume bewahrt haben. Das Holzwerk wird vollständig gezeigt und auf eine Unterteilung in einzelne Räume verzichtet. Bad und Toilette sind container-

artig eingestellt, um damit den Raumzusammenhang so wenig wie möglich zu stören.

STANDSEILBAHN IN STUTTGART-HESLACH

Sie zählt zu den Eigentümlichkeiten der Landeshauptstadt und wird von den Stuttgartern geliebt, überregional ist sie aber kaum bekannt: die Standseilbahn, die vom Südheimer Platz im Stadtteil Heslach hinaufführt nach Degerloch und dabei in drei Minuten eine Höhendifferenz von 90 Metern bewältigt. Im Volksmund ironisch als „Witwen-“ oder „Erb-schleicher-Express“ bezeichnet, dient sie in erster Linie dazu, Besucher des Waldfriedhofs ohne Mühen von der Straßenbahnhaltestelle im Tal zu ihrem hoch gelegenen Ziel zu bringen.

Die Bahn wurde nach Planungen, die bis ins Jahr 1914 zurückreichten, 1928/29 von der Maschinenfabrik Esslingen errichtet und ist eine der jüngsten Vertreterinnen ihrer Art, hatte der Typus doch vor allem Ende des 19. Jahrhunderts Verbreitung gefunden. An diese damals schon zurückliegende Zeit erinnert noch die Bauart der beiden hölzernen Wagen, während Tal- und Bergstation in ihrer sachlichen Architektur, die von der Bauabteilung der Straßenbahn unter Paul Loercher entworfen worden war, für das Neue Bauen um 1930 stehen.

Trotz mehrerer Renovierungen konnte diese Bahn über Jahrzehnte hinweg sowohl die ursprüngliche Technik als auch ihren Charme bewahren. Nach der Bergbahnkatastrophe im österreichischen Kaprun im Jahr 2000 stand jedoch ihre weitere Existenz aufgrund neuer EU-Sicherheitsrichtlinien plötzlich in Frage.

Es war ein Glücksfall, dass sich die Stuttgarter Straßenbahnen AG (SSB) als Betreiber durchringen konnte, die Bahn nicht stillzulegen, sondern bei der Sanierung 2003/04 die Standseilbahn mit kreativen Ideen und in mühevoller Kleinarbeit heutigen Anforderungen anzupassen, ohne den ursprünglichen Charakter zu zerstören.

Die Jury des Denkmalschutzpreises zeigte sich sehr erfreut darüber, dass es trotz zunächst unüberwindbar scheinender bürokratischer Hürden gelungen ist, die alten Wagen zu erhalten und zu restaurieren sowie die historische Antriebstechnik an Ort und Stelle zu belassen. Die Mitglieder waren einhellig der Meinung, in diesem außergewöhnlichen Fall eines beweglichen technischen Denkmals den Verantwortlichen der Stuttgarter Straßenbahnen AG für ihr Engagement eine besondere Anerkennung auszusprechen.



Anschrift des Autors:
Dr. Gerhard Kabierske
Karlsburgstraße 5
76227 Karlsruhe